

Straßen. Ein Leben

Nikolai Torgersen

Straßen. Ein Leben

Roman

Aus dem Norwegischen von
Andreas Donat

März

Tromsøgata (2004)

Es eilt nicht mehr mit dem Sterben. Im Augenblick ist es für mich in Ordnung, dass das Leben auf natürliche Weise verebben wird. Die Dinge ändern sich ständig, ich habe mir längst abgewöhnt, meine Gefühle ernst zu nehmen; es wäre das reinste Chaos, wenn ich auf alles reagieren würde, was sich mir als Wahrheit anbietet. Wenn ich all den flüchtigen Gedanken Gewicht beimessen würde, die verschwinden, bevor ich auch nur ansatzweise verstanden habe, woher sie gekommen sind. Manchmal denke ich, es ist vollkommen zufällig, was in meinem Kopf vorgeht. Ich hätte gern eine Übersicht, mit Farbcodes und Stichworten, Metadaten für jeden einzelnen dieser Gedanken, die oft in so hoher Geschwindigkeit vorbeirasen, dass ich sie bestenfalls als vages Gefühl wahrnehme, das sich mit nichts von dem in Verbindung bringen lässt, was sonst noch in meinem Inneren herumliegt, und alles, von Ideen und Erfahrungen bis hin zum alltäglichen Umgang mit anderen, durcheinanderbringt. Ich bin außerstande, auf die einfachsten Höflichkeitsfragen geradeheraus mit einem Ja oder Nein zu antworten, jedes Mal müssen die Wörter zuerst durch die Mühle, als würde ich den Leuten die Fähigkeit absprechen, zu verstehen, dass in einem *Ja* sowohl ein *Ja*, *aber* als auch ein *Nein* liegen kann. Es ist im Übrigen nicht ganz richtig zu behaupten, ich nähme meine Gefühle nicht ernst; ich bin immer noch unablässig damit beschäftigt, jede kleinste Regung in meinem Inneren zu registrieren. Ich komme nicht daran vorbei, der Motor startet automatisch und lässt sich erst abstellen, wenn mein Kopf in den Ruhezustand gezwungen wird. Es ärgert mich, dass ich nicht klüger bin, denn dann wäre ich vielleicht in der Lage,

all dem, was mich quält, auf den Grund zu gehen. Ich fürchte, meine Wahrnehmung der Welt ist in ihren Grundzügen bereits festgelegt, und der Versuch, das Vorhandene zu überschreiben, fühlt sich aussichtslos an. Hin und wieder passiert es, dass zwei abgenutzte Gedanken einander überlappen und plötzlich den einen oder anderen Knoten im Gehedder auflösen, was zu einer gewissen Klärung führt, aber in der Regel wird alles nur noch trüber und unübersichtlicher. Und doch, es käme mir vor, als würde ich mich drücken, wenn ich nicht zumindest versuchte, es zu verstehen; feige wäre das. So gesehen ist die Vergangenheit gut, scheinbar völlig ungefährlich, in ihrer mangelhaften Form vollständig: Es passt nicht mehr hinein als das, was bereits geschehen ist. Ich wollte sterben, aber dann bin ich nicht gestorben – daran ist nichts Schlimmes, wie es nun vor mir liegt, vergangen; jetzt ist es nichts als Information.

Unsere Wohnung ist relativ groß. Sie hat drei Schlafzimmer, aber wir wohnen hier zu sechst, also sind wir paarweise aufgeteilt und bewohnen jeweils zu zweit ein Zimmer. Mein kleiner Bruder und ich teilen uns das Zimmer in der Mitte der Wohnung. Wir haben ein grünes Ecksofa, dessen Kissen sich mit einem gewissen Kraftaufwand herausziehen lassen, um es auf diese Weise in ein Bett zu verwandeln. Meistens sind wir zu faul, das Bett auszuziehen, und schlafen einfach auf dem Sofa oder wir ziehen es aus und weigern uns, es nach dem Aufstehen wieder zusammenzuschieben. Um unsere Füße herum liegen Kram und Klamotten, Teller mit Essensresten, haufenweise unvollendete Projekte, lediglich eine Art Trampelpfad führt von der Tür zum Sofa und weiter zum großen, gelb-weißen Computer in der Ecke des Zimmers. Vor ein paar Jahren habe ich mit der Faust die Tür eingeschlagen, dabei ist in der Konstruktion aus einem dünnen, formgepressten Rahmen mit einer äußeren Faserplatte, die die Pappfüllung im Inneren zusammenhält, ein etwa handballgroßes Luftloch entstanden,

das ich mit Klebeband und ausgerissenen Seiten aus einem Magazin geflickt habe. Die Wände sind dunkelgrün gestrichen, fast in derselben Farbe wie das Sofa, mit Ausnahme eines weißen Flecks an der einen Wand, wo früher einmal eine große elektrische Autorennbahn hing, die Papa für uns gebaut hatte. Sie ließ sich abnehmen und ausklappen, und wenn sie aufgebaut war, füllte sie fast das ganze Zimmer. Jetzt ist nur noch der Umriss übrig. Die Wände sind mit Filzstift, Kugelschreiber, Buntstift und Bleistift zugekritzelt und mit Aufklebern und Postern übersät.

Irgendwann in jenem Sommer fiel mir auf, dass mir zwei Mädchen nachstellten. Sie standen an der Hausecke und schauten auf den Asphaltplatz unterhalb unserer Wohnung, wo ich skatete. Jeden Tag verbrachte ich dort Stunden, wir hatten den Platz »Vella« getauft, aufgrund seiner Nähe zum *Velhus*, dem kommunalen Freizeitgebäude des Viertels. Als ich eines Tages nach Hause kam, saßen die beiden Mädchen in meinem Zimmer. Sie hatten herausgefunden, wo ich wohnte, an die Tür geklopft und meine Mutter gefragt, ob ich zu Hause sei, was diese verneint hatte, nicht ohne den beiden jedoch anzubieten, in meinem Zimmer auf mich zu warten, wenn sie das wollten. Als ich ins Zimmer trat, lächelten die Mädchen zu mir hoch, und ich blickte vermutlich fragend zurück. Niemand sagte etwas. Der Schock saß mir stundenlang in den Gliedern, tagelang vielleicht, noch nie zuvor war ein Mädchen in meinem Zimmer zu Besuch gewesen, und jetzt waren es gleich zwei. Doch schon nach kurzer Zeit fingen die beiden an, mir Fragen zu stellen, und ich antwortete, so gut ich konnte. Sie wollten wissen, wie lange ich schon skatete, in welche Schule ich ginge, wie alt ich sei und ob ich eine Freundin hätte. Ich saß auf dem Bürosessel, der mitten im Zimmer stand, wippte damit ein wenig vor und zurück und blickte hoch zur Wand hinter dem Schlafsofa, auf dem sie saßen. Meine Mutter hatte ihnen Filzstifte gegeben, mit denen sie dort, wo noch Platz war, große Herzen

an die Wand gezeichnet und die Umrisse mit ihren und meinem Namen gefüllt hatten. Sie fragten, welche von beiden ich lieber zur Freundin haben wolle. Ich wusste nicht mehr, welcher Name zu welchem Mädchen gehörte, also zeigte ich mit dem Finger auf die rechts auf dem Sofa. Ein paar Tage später sah ich die beiden in der Stadt, ich war mit ein paar Freunden in Richtung Rathaus unterwegs und machte einen möglichst großen Bogen um die Mädchen, aber sie hörten das Rollen unserer Skateboards und ließen mich später wissen, dass sie das gemein gefunden hätten. Eines Tages saßen wir bei mir zu Hause, die beiden Mädchen, mein bester Freund und ich, da ging auf einmal die, die eigentlich meine Freundin war, mit meinem besten Freund zur Tür hinaus. Von da an waren die beiden zusammen.

Das zweite Schlafzimmer gehört meinen zwei jüngeren Schwestern. Zwischen den beiden liegen nur zwei Jahre, und zwischen ihnen und mir zwei und vier. Ihr Zimmer ist ungefähr so groß wie unseres, nur länglicher. Sie schlafen in einem Stockbett, das Papa gebaut hat. Von der oberen Etage bis zum Fußboden verläuft eine Rutsche. Der Platz ist begrenzt, und es ist kein besonders komplexes Bauwerk, weshalb die Rutsche keine Kurve besitzt, die am unteren Ende die Geschwindigkeit drosseln würde, das Ganze ist bloß eine Platte, die schräg nach unten geht. Rutscht man ohne bremsende Schuhe, knallt man auf den Boden. Die Rutsche ist aus irgendeinem Holz gemacht, geschliffen und gebeizt, wodurch die Oberfläche glänzt, und wenn man ohne Kleidung rutscht, bekommt man große Brandmale auf der Haut. Der Kinderkörper, der jede Form physischer Gewalt erträgt und im Laufe einer Nacht von selbst heilt, liebt die Geschwindigkeit der Rutsche und den jähen Aufprall auf dem Boden. Oft wird der Crash noch verstärkt und verlängert, indem wir uns in dem Moment, in dem die Füße das Linoleum berühren, vom Boden abstoßen und uns, Schultern oder Arme voran, gegen die Wand werfen, die einen

halben Meter entfernt ist. Die Rutsche ist: Lachen und Schreien und Aufmerksamkeit und Weinen und Grenzüberschreitung und nicht zuletzt der Status, den es einbringt, wenn man kopfüber hinunterrutscht und mit der Stirn auf den Boden aufschlägt, um den anderen Geschwistern zu zeigen, dass es nicht gefährlich ist. Eines Abends kommt Papa ins Zimmer und geht zur großen Spielzeugkiste, die neben dem Bett steht, ich glaube, die hat er auch gebaut, in Form eines stilisierten Autos mit viereckiger Karosserie, annähernd runden Reifen an der Seite und einem Lenkrad vorne. Alles ist aus Holz geschnitzt und mit dicken Nägeln zusammengehämmert, Reifen und Lenkrad haben über das Ästhetische hinaus keinerlei Funktion. Papa zieht sich Shorts und Unterhose auf die Oberschenkel herunter, dann pinkelt er ins grob geschnitzte Cabrio. Papa hat als Maler und Renovierer sein Leben lang mit Chemikalien zu tun gehabt, er hat durch die harte physische Arbeit und das jahrzehntelange Einatmen von Lösungsmitteln Langzeitschäden davongetragen und ist diagnostizierter Narkoleptiker. Er schlafwandelt, und meine Schwestern schreien ihn an, er solle aufhören, aber er hört nichts, er pisst einfach weiter, bis er fertig ist, dann geht er wieder. Beide Zimmer liegen nach Süden hin, und im Winter, wenn die Sonne kaum hinter den hässlichen Neubauten am Ende unserer Straße hervorlugt, sind oft orangefarbene und gelbe und knallrote Sonnenuntergänge am Himmel zu sehen, und die sehen wir durch diese Fenster.

Das dritte Schlafzimmer ist das einzige in der Wohnung, das ich nicht kenne, und doch habe ich das Gefühl, es sei ein Teil von mir; wie auch die anderen Zimmer trage ich es mit mir herum, als ob diese Wände begrenzten und definierten, wer ich selbst da draußen in der Welt bin. Es ist das einzige Zimmer der Wohnung, das privat ist, eigentlich darf niemand hier rein. Entlang der einen Wand stehen alte Einbauschränke aus braunem Holz,

die vermutlich hier stehen, seit das Haus gebaut wurde und vom Fußboden bis zur Decke reichen, mit Türen, die nichts ähneln, was ich aus meiner Welt kenne. Meine Eltern sagen, die Schränke seien über hundert Jahre alt, und das glaube ich ihnen. Hinter den Schranktüren befindet sich haufenweise Kleidung, in der sich begraben lässt, was versteckt werden muss. Wie damals, als ich an einem Frühlingstag nach einem Kapuzenpulli suchte und hinter der Schranktür unter ein paar Klamotten vier große Papp-Ostereier voller Süßigkeiten fand. Das Zimmer hat zwei Fenster. Das an der Längsseite des Zimmers lässt sich öffnen und führt auf einen Balkon, der mit Sachen vollgerammelt ist, bei denen ich nicht weiß, warum sie noch aufgehoben werden, größtenteils nicht einmal, wo sie herkommen. Bestimmt zwanzig schwarze Müllsäcke liegen da draußen, randvoll mit alten Klamotten, aus denen wir herausgewachsen sind, Teilen von Radioapparaten und Computern und Plattenspielern und Telefonen, Einkaufstüten mit Lampenschirmen und Kabeln und großen Ketten, es raselt, wenn man eine der Tüten herauszieht. Der Balkon liegt an der nordwestlichen Ecke der Wohnung und ist nach zwei Seiten hin offen, genauer gesagt, *könnte* er nach zwei Seiten hin offen sein, wäre er nicht zur Gänze in große, dunkelgrüne Abdeckplanen eingepackt, die verschlucken, was eine Aussicht hätte sein können. Die Planen sind dick, und sie sind straff an die Fassade des Hauses genagelt, sodass kein Spalt Licht hereindringt. Die Fensteröffnung zum Balkon ist immer geschlossen, ebenso das Fenster am anderen Ende des Zimmers. Vor beiden Fenstern sind große Decken oder Laken an der Wand befestigt, sodass niemand von draußen einen Blick auf das chaotische Leben werfen kann, das hier drinnen vor sich geht, und es uns allen erspart bleibt hinauszuschauen. In der Mitte des Zimmers steht ein Bett, darin schlafen Mama und Papa.

Wenn ich von meiner Kindheit erzähle, behaupte ich manchmal, bei uns zu Hause habe es keine Regeln gegeben, dabei kann selbst die Abwesenheit von Regeln leicht als Regel definiert werden, und obwohl meine Eltern erklärte Anarchisten waren und die Meinung vertraten, jeder müsse für sich selbst entscheiden und in der Theorie müsse man tun dürfen, was man wolle, gab es doch gewisse Regeln. Eine besagte, dass man stets an die Tür klopfen und um Erlaubnis bitten musste, wenn man ein Zimmer betreten wollte, dessen Tür geschlossen war. Meine Geschwister und ich brachen diese Regel in einer Tour und liefen zueinander ins Zimmer, um einander zu ärgern oder zu provozieren oder auch ganz ohne Grund. Das Zimmer unserer Eltern hingegen hätten wir nie betreten, ohne zuerst zu klopfen und darauf zu warten, dass uns jemand auf der anderen Seite grünes Licht gab, *komm rein*. Soweit ich mich erinnern kann, ist mein Vater nur ein einziges Mal, ohne zu klopfen, in mein Zimmer gekommen, und da befand er sich gerade mitten in einer lautstarken Streiterei mit Mama. Meine Eltern liebten einander, ich habe sie das nie zueinander sagen hören und früher vielleicht nicht daran geglaubt, da sie eher das Gegenteil zum Ausdruck brachten, aber heute weiß ich es. Sie konnten Teller und Tassen gegen die Wand schleudern und Fenster so fest zuknallen, dass die Scheiben zerbrachen; einander aus irgendwelchen Gründen aus vollem Hals anzuschreien, gehörte zum Alltag. Häufig war meine Mutter am eifrigsten dabei. In einem Papierstapel, den ich zu Hause habe und der alles umfasst, was das Jugendamt über mein Leben festgehalten hat, findet sich der Bericht eines Nachbarn, demzufolge Papa bei einem Streit Mama über das Balkongeländer gepresst haben soll, während meine Schwestern ihn schreiend zurückzuhalten versuchten. Ich habe kein einziges Mal erlebt, dass meine Eltern einander oder uns Kinder geschlagen, gezogen oder gestoßen hätten. Allerdings habe ich sowohl Mama als auch Papa *andere* Leute schlagen, bespucken, treten und prügeln sehen, bei mehreren Gelegenheiten,

und manchmal habe ich sogar selbst mitgemacht. Es gab täglich interne Konflikte, die lautstark und exaltiert ausgetragen wurden, Mama gegen Papa, Papa gegen Mama, ich gegen meine Schwestern und meine Schwestern gegen meinen Bruder, Sticheleien, die zu Handgreiflichkeiten hochkochen konnten. Ich erinnere mich an die Scham, die in mir brodelte, nachdem ich bei einer Streiterei Mama eine Hure genannt hatte, und an die Operation, der ich mich nach einer Rauferei mit meinem Bruder unterziehen musste, bei der mein Meniskus gerissen war, als ich nach ihm getreten hatte. Ich erinnere mich an den Umriss meiner Hand, der einen ganzen Tag lang auf dem Rücken meiner Schwester zurückblieb, nachdem wir uns um die Fernbedienung gestritten hatten. Einmal bekamen meine beiden Cousins und ich Hausarrest, es war das einzige Mal, dass ich Hausarrest bekam, an den Grund kann ich mich nicht mehr erinnern, jedenfalls schloss man uns in meinem Zimmer ein und teilte uns mit, wir müssten den restlichen Tag dort verbringen. Meine Cousins väterlicherseits waren deutlich gewalttätiger als ich, und wir schmiedeten einen Plan: Ich würde um etwas Saft bitten, und wenn meine Mutter die Tür öffnete, um uns etwas zu trinken zu geben, wollten wir sie zu dritt überrumpeln, sie verprügeln und endgültig abhauen. Meine Mutter hatte alles gehört, was wir gesagt hatten; sie kam mit einem Glas Saft an die Tür, stellte es auf einen Barhocker und steckte einen Strohhalm durch das Schlüsselloch.

Wir hatten unsere Konflikte, vor allem aber galt: Wir gegen die anderen. Wir, die Familie, alle sechs, mussten gegen alles und jeden zusammenhalten, wer oder was auch immer da draußen versuchte, uns zugrunde zu richten. Lehrer, Nachbarn, das Jugendamt, das Sozialamt, Leute, denen Mama Geld schuldete, und Leute, denen Papa Dienste schuldete. Und eines Tages, als ich bei verschlossener Tür in meinem Zimmer saß und die Schreie aus der Küche hörte und das Echo des Topfes, der, fast leer, nur mit

eingetrockneten Resten vom gestrigen oder vorgestrigen Tag, gegen die Wand krachte, kam Papa plötzlich in mein Zimmer gestürzt. Er entschuldigte sich sofort, dass er vergessen hatte anzuklopfen, setzte sich schräg gegenüber von mir auf das Sofa, und ehe ich etwas sagen konnte, redete er weiter. *Du weißt, ich platze normalerweise nie einfach so rein, aber ich hoffe für dich, dass du mir jetzt verdammt noch mal zuhörst! Werd schwul, Niko! Je eher du checkst, dass Frauen komplett durch sind, desto besser! Alle! Deine Schwestern, deine Mutter, deine Tante, deine Oma! Komplett irre, die ganze Bande! Ich will verdammt nochmal hoffen, dass du um den Scheiß rumkommst, den ich jeden Tag ausbaden muss!*

Mama wurde 1961 geboren und verbrachte ihre Kindheit auf Nesodden. Als sie fünfzig Jahre später in einem Hospiz in Oslo starb, war sie schon viele Jahre lang krebskrank gewesen. Mindestens zehn, sagten uns die Ärzte, vielleicht länger. Es war unmöglich zu sagen, welche Art Krebs es war, denn als sie nach einem Leben voller Schmerzen, nach Jahren unaufhörlichen Schreiens nun endlich zwangseingewiesen worden war, war es zu spät, und die eine Krankheit war von der anderen nicht mehr zu unterscheiden. Die Ärzte sagten, es sei ihnen ein Rätsel, wie Mama ihren Zustand ausgehalten habe. Sie hatte Krebs in der Lunge, auf der Haut, im Blut, im Gehirn, jede Zelle ihres Körpers war von etwas befallen, das versuchte, ihr das Leben zu nehmen, und allmählich ergab es für mich Sinn, wie sie auf diese Art und Weise hatte schreien können, all die Jahre lang, wegen Dingen, die mir völlig sinnlos erschienen waren, und ein solches Chaos anrichten, wie nur sie es zustande gebracht hatte. In den folgenden Monaten kamen mir Zweifel, ob die Person, die ich gekannt hatte, tatsächlich meine Mutter gewesen war. Ob nicht unter der Schicht aus Schmerz, der sie während der letzten zehn Jahre so allesverzehrend definiert hatte, jemand anderes verborgen gewesen war. Kann man denn an seiner Persönlichkeit festhalten, wenn an

jeder einzelnen Faser des Körpers der Tod zerrt? Ich kenne mich selbst und meine eigene Haltung zum Leben in Zeiten des Überchusses, doch ebenso gut weiß ich, wie rasch ich Neugier und Geduld den Rücken kehre, wenn ich zum Überleben gezwungen bin; man ist nicht dieselbe Person.

1998 lässt sich Mama dazu überreden, wegen ihrer Rückenschmerzen einen Arzt aufzusuchen. Der Arzt meint, die Schmerzen seien stressbedingt, immerhin stecke sie ja schon lange in Schwierigkeiten, jahrelanger Geldmangel und dazu vier Kinder, die alle paar Monate aus ihren Kleidern herauswachsen, also verschreibt er ihr etwas gegen die Schmerzen. Im Jahr darauf sind es dann der Rücken und der Bauch und der Kopf und die wöchentlichen Anträge ans Sozialamt wegen Kinderbeihilfe, schließlich brauchen wir Geld für einen Urlaub oder wenigstens neue Winterkleidung, klar ist das stressig, also bekommt sie wieder etwas gegen die Schmerzen, aber die verschreibungspflichtigen Pillen helfen eigentlich nicht, weder gegen Krebs noch gegen Armut, und so betreibt sie Selbstmedikation im Schlafzimmer, wo die provisorischen Gardinen aus Bettwäsche, mit denen die Fenster verhangen sind, das Zimmer mit jedem verstreichenden Jahr in tieferes Dunkel tauchen. Und während sich das Zimmer verfinstert wie der Himmel im Oktober, im November, im Dezember, sind irgendwann in den 2000er-Jahren die Schäden irreversibel geworden, und alle Schreie, die folgen, vergebens.

Irgendwann Anfang der 90er-Jahre fährt sie auf dem Skateboard den Hang am St. Hanshaugen hinunter und schiebt mich im Kinderwagen vor sich her. Ein paar Jahre später bringt sie mir Farbmischtechniken bei, Filzstift und Haarspray auf Papier, dann zeigt sie mir, wie man das Gesicht proportional unterteilt, von der Pupille bis zur Nasenspitze und von der Nasenspitze bis zum Kinn. Sie hilft unserer marokkanischen Nachbarin, die sich mit

schriftlichem Norwegisch schwertut, beim Schreiben einer Bewerbung, während ihr die Nachbarin mit dem orangebraunen, auf alles abfärbenden Henna die Haare färbt, ehe die beiden einander die Hände mit Mustern bemalen wie für eine marokkanische Hochzeit. Mit den anderen Nachbarn streitet sie meinetwegen, als man mir wegen des Lärms das Skateboardfahren auf dem Asphalt unterhalb unseres Gartens verbieten will. *Wenn sie keinen Lärm vertragen, sollen sie eben aufs Land ziehen*, meint sie. Sie bringt meinen Freunden bei, wie man sich in die Quarterpipe fallen lässt, die wir da unten gebaut haben, und als es ihnen gelingt, jubelt sie mit. Wir verbringen jeden Tag Stunden auf dem kleinen Asphaltfleck, meine Freunde und ich, die *Vella Skate Crew*. Vor allem ich. Denn obwohl zu Hause das Unbehagen aus den Wänden heraus- und in mich hineinwächst und ich es hasse, dort zu sein, ist »zu Hause« der einzige Ort, an dem ich es aushalte. Das Gefühl, als würde die Außenwelt immer kleiner werden, nimmt überhand, und nach und nach kann ich nirgendwo anders mehr sein als auf dem Asphaltfleck.

Die psychischen Erkrankungen zu Hause erfordern unablässig Aufmerksamkeit. Mama versucht ständig, ihren Kopf aus den Wolken, in denen er schwebt, runter auf die Erde zu ziehen, zunächst mittels Alkohol, Drogen und Wirklichkeitsflucht, nach und nach auch durch Isolation, aber jeder ihrer Versuche macht alles nur schlimmer. Dieselbe Frau, die den lärmempfindlichen Nachbarn nahegelegt hat, die Klappe zu halten und in die Pampa zu ziehen, kommt in die Küche gerannt und reißt das Geschirr aus den Schränken, Tassen, Gläser, sie zieht das ganze Service, vier, fünf Teller auf einmal, eine ordentliche Handvoll, dann noch zwei Gläser, heraus und schleudert es mit aller Kraft auf den Fußboden, gegen die Wand, sodass Glas und Porzellan zer springen, in nur wenigen Sekunden hat sie alles zerhauen, was wir haben, sie ist überzeugt, dass Papa und ich beim Ausräumen

der Spülmaschine absichtlich Lärm machen, dass wir beim Einräumen in den Schrank mit den Tellern klirren, um sie zu provozieren, *sie auf die Palme zu treiben*, dort im Schlafzimmer, wo sie im Bett liegt, ja, wenn wir es denn so wollten, dann werde sie uns zeigen, was Lärm ist. Papas Krankheiten sind ebenfalls deutlich erkennbar, aber auf ganz andere Weise. Er ist so stabil und zur selben Zeit so instabil, aber das zeigt sich nicht in seinen Handlungen, sondern in seinem Blick. Körperlich ist er von einer unbegreiflichen Undurchdringlichkeit, furchtlos gegenüber allem, zugleich erzählen seine Augen von etwas anderem, von dem, was dahinterliegt, nicht, *was* es ist, denn das bekomme ich nie zu fassen, aber irgendetwas ist da, und es fällt mir nicht schwer, auch sein Bedürfnis nach Realitätsflucht und Rausch zu verstehen und zu rechtfertigen. Die Scham über unsere Krankheiten distanziert uns von den Sicherheitsnetzen, die dazu da sind, die Fallenden aufzufangen; die Angst vor den Konsequenzen eines Eingeständnisses, nicht zurechtzukommen, führt dazu, dass wir uns hinter einer Mauer aus Lügen verschanzen. Der Mangel an Ressourcen in allen Bereichen macht uns kränker und kränker, als wäre es das Geld selbst, das verzehrt werden muss, und wir bekämen Mangelerscheinungen davon, dass uns die Münzen fehlen, um unsere Mägen zu füllen. Meine Schwestern wollen weg, bringen es aber nicht über sich, das zu sagen, wenn das Jugendamt zu Besuch kommt, dann behaupten sie nämlich, alles sei in Ordnung, versuchen es stattdessen auf andere Weise zu zeigen, wie damals, als eine meiner Schwestern in der Schule einen Abschiedsbrief hinterließ und in einer Pause plötzlich verschwand, hoch zum Friedhof, wo sie saß, bis die Lehrer sie fanden. Andere Male blieben meine Schwestern tagelang weg, in der Hoffnung, dass sich die Drohungen bewahrheiten und sie endlich in einer Pflegefamilie untergebracht würden. Immer wieder ruft die Polizei an und bittet Mama, ihre Töchter von der Wache abzuholen, ständig geraten sie in Schwierigkeiten. Jeden Abend radelt Papa

zum Hauptbahnhof und holt meine Schwester ab, immer am selben Ort, mit denselben Leuten. Mein Bruder ist der Kleinste im Rudel, er hält die Welt so gut es geht auf Abstand und dankt uns, dass wir ihn abschirmen. Ich sehe die Krankheit im Spiegel und versuche, mich gesund zu starren, Augenkontakt herzustellen und den Blick desjenigen einzufangen, der zu mir zurückstarrt, aber in diesen Augen ist nichts, was ich verstehe.

Im Jahr 2004 erlebe ich meinen ersten Anfall von supraventrikulärer Tachykardie. Auf dem Asphaltplatz, in der Luft, das Board unter den Füßen, soeben von einer Treppe abgesprungen, die ich aus Brettern und Sperrholz gebaut habe, ist es, als hätte mein Herz mit mir Anlauf genommen und explodierte in meiner Brust, so heftig, dass ich vor Angst die Augen zusammenkneife, als die Schockwellen gegen die Innenseite meines Halses schlugen, lange bevor ich irgendetwas anderes wahrnehme als die Unregelmäßigkeiten in Brust und Hals. Reflexartig stoße ich das Brett weg, strecke beide Beine aus und lande auf dem Asphalt, und innerhalb einer Sekunde begreife ich, was passiert, dass mein Herz ungewöhnlich schnell schlägt, später werden 220 Schläge pro Minute gemessen, es fühlt sich an wie ein Maschinengewehr, das in Vollautomatik wild um sich schießt. Das Herz donnert unterm Brustbein und pumpt abnorme Mengen Blut in nicht nachlassender Frequenz durch den Körper, so rasch, dass die Schläge beinahe ineinander übergehen, eine bebende Monotonie, als kratze man mit dem Fingernagel über grobes Sandpapier, und zum ersten Mal, in der Brust, im Hals, im Kopf, die Gewissheit, dass ich jetzt sterbe.

Mein Herz ist wie alle anderen Herzen, auch wenn ich das nicht gern zugebe. Es ist leicht, sich von diesem fleißigen und pflichtbewussten Arbeitstier täuschen zu lassen, zu denken, das Autonome repräsentiere etwas Rationales, aber die umfassende Innervierung

des Herzens gibt seinen Mangel an Eigenständigkeit preis. Das Nervensystem, das imstande ist, uns vor dem einen oder anderen zu warnen, prüft niemals, ob eine Information relevant ist, bevor es sie weiterleitet. Ausgehend vom Sinneszentrum (dem Kopf) schicken die Nervenbahnen Unmengen an Information über Geruch und Geräusch und Licht und Bewegung hinunter zum Herzen. Mama ist im Garten und jätet das Unkraut, das an der Hauswand hochgewachsen ist, und als sie meine Schreie hört, kommt sie zum Asphaltplatz gerannt, wo ich, die Hände abwechselnd gegen Kopf, Gesicht, Hals und Herz gepresst, auf dem Boden liege. Sie fasst mir mit der Hand auf die Brust, die so karikaturenhaft hämmert, dass die Augen ein fast ebenso gutes Zeugnis liefern wie die Hände, und schreit, ihr Schreien übertönt meines, sie schreit irgendetwas von Krankenwagen, irgendetwas von Hilfe, sie schreit, dass ich sterbe. Meine Beschreibung der Situation ist alles, worauf die Ärzte zurückgreifen können, als sie wenig später zu verstehen versuchen, was mir fehlt. Sie fragen, ob ich genug Wasser getrunken habe, ob ich gut esse, ob ich Sorgen habe, wie es in der Schule und zu Hause läuft, ob es Krankheiten in der Familie gibt. Die ersten fünf Jahre lang fügen die Ärzte die Puzzleteile auf logische und relativ einwandfreie Weise zusammen und kommen zu dem Schluss, dass ich von Zeit zu Zeit heftige Angstanfälle erleide. Das sei keine ungewöhnliche Folge meiner Lebenssituation, sagen sie. Die Angst könne sich auf diese Weise manifestieren, durch Atembeschwerden, Katastrophengedanken, schnellen Puls, als Kloß in der Brust, als Schwindel. Ich kenne meinen Körper und ich kenne die Angst, sie ist in mir, seit ich denken kann, ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn der Boden nachgibt, wenn der Kopf den Kontakt zum Logischen und Rationalen verliert, wenn meine kognitiven Fähigkeiten dahinschwinden, wenn ich im Bruchteil eines Augenblicks, von einer Sekunde zur anderen, jeglicher Liebe zu mir selbst, zum Leben, zu anderen beraubt bin, festgefahren in einer Spur, in der mir

das Hirn nicht länger antwortet, und ich nur noch weg will. Die Diagnose bekomme ich später, es dauert fünf Jahre, bis die Ärzte herausfinden, was die Anfälle verursacht, die von diesem Tag an immer häufiger werden, in den schlimmsten Zeiten sind es wöchentliche und zeitweise tägliche Anfälle, die mich daran hindern, mich frei zu bewegen, Anfälle, die Teil eines Prozesses werden, an dessen Ende ich psychisch derart zerrüttet bin, dass ich es nicht mehr aus dem Bett schaffe. Die Anfälle kommen ziemlich sporadisch und dauern oft nicht länger als fünfzehn Minuten, was es schwierig macht, aussagekräftige EKG-Messungen zu bekommen, während das Herz am Hämmern ist. Supraventrikuläre Tachykardie liege irgendwo zwischen höllischem Unbehagen und dem Tod, sagt der Arzt. Doch die lästige, wenn auch relativ ungefährliche Rhythmusstörung beschränkt sich nicht auf das Herz, die Krankheit legt sich über und um all das, was mich ohnehin schon quält, denn die Nerven, die dem Kopf das eine, dem Herzen etwas anderes signalisieren, nehmen diese irreführenden Drohungen ernst, in einer fortlaufenden Spirale, in der meine psychischen Leiden meine physischen Fähigkeiten in Beschlag nehmen und die Angst sich von meiner Umgebung ernährt, und die selbstauslöschende Selbstwahrnehmung, der ich unterworfen bin, hat auch so schon genug damit zu tun, kleine Veränderungen meiner Gemütslage zu protokollieren, und vielleicht bin ich auch einfach nicht widerstandsfähig genug, ein solches Leben zu ertragen, also werde ich nach und nach so krank, dass ich schließlich nichts anderes mehr tue, als mich im Bett auf die andere Seite zu wälzen und die Augen wieder zu schließen, wenn ich hin und wieder mal aufwache.

Man erklärt mir, mein Zustand werde durch eine zusätzliche elektrische Leitungsbahn am Herzen verursacht, die die durch den Körper gesendeten Signale missdeutet. Die Ärzte schneiden die Innenseite meiner Leiste auf, schieben mehrere dünne Leitungen

durch die Blutgefäße zum Herzen hinauf, um den Bereich, der für die Herzrhythmusstörung verantwortlich ist, auszuschalten, vielleicht ist *wegbrennen* der Ausdruck, den sie benutzen. Bei diesem Eingriff sind die Ärzte auf mein Feedback angewiesen, also muss ich wach sein, während sie in mir herumstochern. Mein Kopf ist vom Körper durch einen Vorhang getrennt, der von der Decke hängt und verbirgt, was sich unterhalb des Halses befindet. An einer der Leitungen ist eine Kamera befestigt. Links neben dem Bett steht ein Bildschirm, auf dem ich verfolgen kann, wie es in meinem Inneren aussieht, und es ist genauso unübersichtlich, wie ich es erwartet habe. Von einem Beutel, der an einem Ständer befestigt ist, führt ein Schlauch in meinen Arm, und jedes Mal, wenn der Anästhesist bemerkt, dass ich leicht das Gesicht verziehe, füllen sich meine Blutgefäße mit Morphinum. Mein Kopf fühlt sich leicht an, so leicht, wie ich mir wünsche, dass er immer wäre. Man habe mehrere Leitungsbahnen gefunden, die dort nicht hingehören, erklärt mir eine Ärztin. Die OP dauert schon mehrere Stunden, und ich höre eigentlich nicht mehr zu, als es auf einmal in den Maschinen, an die ich angeschlossen bin, zu piepen beginnt und eine der Stimmen im Raum irgendjemandem das Kommando erteilt, mich in Narkose zu versetzen. Alles geht so schnell, dass ich keinen anderen Gedanken fassen kann, als dass ich jetzt sterbe, schon wieder, aber ganz ohne die Panik, die normalerweise mit diesem Gedanken verbunden ist, ehe man mir die Maske aufsetzt und ich weg bin.

Ein Jahr später ist es Mama, die im Krankenhaus liegt, sie wartet darauf, dass die letzten gegen den Tod ankämpfenden Zellen sich dem Gruppenzwang fügen. Sie war nie religiös, eher das Gegenteil. Einmal hat sie eine Tuschzeichnung gemacht, auf der eine schwangere Frau abgebildet war, sie trug eine Art Hijab und im Bauch hatte sie einen Schweineembryo. Soweit ich weiß, hat meine Mutter nie Kirchen besucht, und ihre Sprache ließ keinerlei

Ehrfurcht vor irgendwelchen göttlichen Gestalten oder deren Strafen erkennen. Doch als sie im Krankenbett liegt, den Appetit verloren hat und begreift, dass sie sterben wird, bittet sie die Schwester, den Krankenhauspriester zu rufen.

Früher dachte ich, der Tod käme am Ende des Lebens. Es gibt Leute, die meinen, das Leben schließe den Tod aus, der Tod schließe das Leben aus, es handle sich um zwei entgegengesetzte Konzepte, aber Leben und Tod überlappen einander. Ich denke an den Tod, an meinen eigenen und den anderer, das tue ich mehrmals täglich, aber ich denke so gut wie nie an das Leben. Die Präsenz, die der Tod im Leben einnimmt, ist absurd im Vergleich dazu, wie wenig Platz das Leben im Tod hat: eine Blume, die, mit unseren Überresten gedüngt, aus der Erde wächst. Der Tod im Leben ist immer da, während die Zeit verrinnt und dir deine Nächsten wegsterben, eine konstante Erinnerung an das, was kommen wird.

Von den drei Schlafzimmern abgesehen besteht die Wohnung aus einem Flur, einem Badezimmer, einer Küche, einem Esszimmer und einem Wohnzimmer. Die Wände zwischen den Zimmern sind alt, an mehreren Stellen sind Löcher in den Holzplanken, durch die man das Dämmmaterial sehen kann. Zu den Wänden hin weist der Fußboden Risse auf, im Flur, in der Küche und im Esszimmer, und in den Ecken kommen die Ratten hoch. Sie graben Gänge zwischen unserem und ihrem Wohnraum und verwischen die Grenze, die es eigentlich geben sollte. Papa kittet ein Loch nach dem anderen, aber es dauert nur ein paar Tage, dann haben sich die Ratten erneut durch die Isolierung gefressen. Wir leben Seite an Seite. Sie klettern in den Wänden herum oder laufen über den Schlafzimmerboden. Manchmal wache ich davon auf.

Bitte abonnieren Sie unseren Newsletter, um stets über aktuelle Neuerscheinungen informiert zu bleiben.



Der Verlag dankt



für die Förderung der Übersetzung.

Erste Auflage Berlin 2026
Copyright der deutschen Ausgabe © 2026
März Verlag GmbH
Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin
info@maerzverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright der Originalausgabe unter dem Titel:
Gater jeg har levd © Nikolai Torgersen 2025
First published by H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard) AS, 2025
Published in agreement with Oslo Literary Agency

Einbandgestaltung: Barbara Kalender, Berlin
Lektorat: Jan-Frederik Bandel, Leipzig
Satz und Layout: Monika Grucza-Nápoles, Sagunto, Spanien
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
ISBN 978-3-7550-0070-9
www.maerzverlag.de

Produktsicherheit: März Verlag GmbH,
Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin
E-Mail: produktsicherheit@maerzverlag.de
Sicherheitshinweis entsprechend Art. 9 Abs. 7 S. 2
der GPSR entbehrlich.